

Twittern in der Aussenpolitik ist ein Fluch

Eine Plattform, die auf spontane Verbalattacken mit grellen Superlativen setzt, ist das exakte Gegenteil von Diplomatie



Paul Widmer

Nicht erst seit Donald Trump seine Aussenpolitik über Twitter verkündet, möchte man rufen: Hört auf mit diesem Zeug! Der Erfolg ist allerdings gering. Niemand will auf kurze Mitteilungen an Followers in Millionenhöhe verzichten. Barack Obama brachte es auf ein Gefolge von 85 Millionen, Papst Franziskus hat 28, Donald Trump 24, Hillary Clinton 13 und EU-Ratspräsident Donald Tusk immerhin noch 0,75 Millionen Followers. Auch Diplomaten können der Versuchung nicht widerstehen. Immer häufiger greifen sie zum Medium mit den kurz getrimmten Sätzen. Wie einst Trompeten die Stadtmauern von Jericho mit ihrem schieren Klang zum Einsturz gebracht haben sollen, wollen Twitterer mit ihren Messages neue Fakten schaffen.

Was ist davon zu halten? Gewiss, das Internet hat auch in der Diplomatie Einzug gehalten. In vielen Bereichen - in der Informationsverarbeitung, im Konsularischen, in der Vernetzung - ist die E-Diplomatie nicht mehr wegzudenken. Sie hat auch politisch

Erstaunliches bewirkt. Im arabischen Frühling mobilisierten die sozialen Netzwerke, diskret assistiert vom US-Aussenministerium, in Windeseile Millionen von Jugendlichen. Von unten her entstand eine Bewegung, wie man sie in dieser Weltgegend noch nie erlebt hatte. Aber was nachher geschah, zeigt auch die Grenzen der E-Diplomatie 2.0.

Warum? Diplomatie muss zwischen gleichberechtigten Staaten Einvernehmen erzielen. Keiner kann dem andern befehlen. Man muss mit Argumenten überzeugen. Genau das aber leisten die sozialen Netzwerke nicht. Sie erzeugen nicht einen Dialog mit gleichberechtigten Partnern, sondern einen Wortkrieg. Niemand will Argumente anhören. Diese sucht man gerade mit Schlagwörtern zu unterdrücken. Gezwitscher ruft Gegengezwitscher hervor. Somit nimmt nicht die Verständigung, sondern das propagandistische Getöse zu. Die harte Knochenarbeit des Überzeugens dagegen kommt zu kurz.

Noch ein anderer Faktor spricht gegen die Twitterdiplomatie: die Spontanität. Wer twittert, reagiert spontan. Er folgt einem Einfall. Vielleicht bereut er ihn Minuten später schon. Doch dann ist das Malheur bereits geschehen. Nachgeschobene Entschuldigungen nützen meistens wenig. Einige Diplomaten hat ihr Gezwitscher schon Kopf und Kragen gekostet. Auch ein Schweizer Botschafter in Venezuela bekam eine Kostprobe davon. Wegen seines Gezwit-



Wer sich nicht sorgfältig ausdrückt, kann kein guter Diplomat sein.

schers wurde er - allerdings ungerechtfertigt - zur persona non grata erklärt.

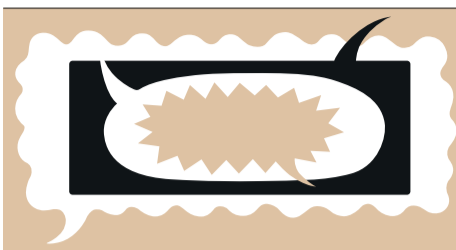
In der Diplomatie ist weniger das Spontane als das Durchdachte gefragt. Die Sprache ist das einzige Arbeitsmittel des Diplomaten. Wer sich nicht sorgfältig ausdrückt, kann kein guter Diplomat sein. Das aber ist im Gezwitscher Wunschdenken. Die Mitteilungen sonnen sich in Superlativen. Nicht nur bei Trump ist alles *the best* oder *the worst*. Fürst Metternich, ein Vorzeigediplomat, meinte jedoch: «Jeder Superlativ ist ein Irrtum.» Warum? Weil ein Superlativ selten einem Realitätscheck standhält. Fast immer gibt es noch eine bessere oder eine schlechtere Variante. Ein Superlativ verschliesst oft mehr Handlungsoptionen als er eröffnet. Genau das aber sollte ein Diplomat nicht tun. Meist ist es besser, man sagt ein Wort zu wenig als eines zu viel.

Churchill spöttelte, ein Diplomat sei ein Mann, der zweimal überlege, bevor er nichts sage. Mag sein. Aber mehr zu überlegen, als man sagt, ist alleweil besser als zweimal zu twittern, bevor man etwas überlegt. Den Twitterern dieser Welt sei es ans Herz gelegt: Eine Diplomatie ohne Respekt vor dem Wort, dem eigenen und jenem der andern, ist eine schlechte Diplomatie. Denn sie zerstört exakt das Werkzeug, mit dem sie arbeiten sollte: das Wort.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



ILLUSTRATION: GABRIEL COPP



Showdown

Francesco Benini

Es reicht langsam. Man könnte meinen, Albert Einstein und Isaac Newton hätten gemeinsam am Mikrophon gesessen. Es werden Hymnen gedruckt in allen Gazetten des Landes.

Die Elogen sind zahlreicher als beim diamantenen Thronjubiläum der Queen. Wie sie sich gegenseitig ergänzen! Dieser Sachverstand, diese Beredtheit, diese Souplesse! Treu begleitet haben sie uns über all die Jahre; sie gehörten fast zur Familie. Jetzt müssen wir stark sein. Nach 31 Jahren hören Bernhard Russi und Matthias Hüppi als Kommentatoren von Skirennen auf. Russi und Hüppi bestritten Sportübertragungen in perfekter Symbiose. Leonce und Lena am Hundschof. Matthias Hüppi ist immer begeistert. Sein Grundbefinden ist die Exaltiertheit. Hüppi trank vor jeder Skiübertragung einen halben Liter Serotonin. Wenn dann ein Konkurrent besonders schnell die Piste hinuntersauste, analysierte er merserscharf: «Er lässt die Ski laufen.» Nie hat jemand den Kern des alpinen Wintersports besser auf den Punkt gebracht: «Er lässt die Ski laufen.» Wenn er die Ski nicht laufen lassen würde, stände er ja möglicherweise still. Russi hingegen hatte es mehr mit dem Driften. Ständig driftete ein Fahrer auf ein Tor zu oder von einem Tor fort. Ärgerlich nur, wenn der Konkurrent zwischen dem An- und dem Wegdriften am Tor einfädelt. Ein klassischer Einfädler! Jeder Einfädler ist per definitionem klassisch. Er kann gar nicht anders. Der klassische Einfädler ist eng verwandt mit dem klassischen Eigentümer. Bei jedem klassischen Einfädler überschlug sich Hüppis Stimme. Und Russi stellte bei der Analyse der Zeitlupe fest, dass der Fahrer viel zu stark auf das Tor zugegriffen sei. So gingen die Jahre ins Land. Wengen, Adalboden, Kitzbühel, wieder und wieder. Russi und Hüppi, zwei Grosse verlassen die Mikrofone. Mir können sie schon lange den Kamelbuckel runterrutschen.

Medienkritik

Uriellas Geist über Leutschenbach



Christina Neuhaus

Natürlich war das Schweizer Fernsehen auch früher nicht nur Heidi Abel und Hans A. Traber. Die mittlerweile von der Bildfläche verschwundene Geistheilerin Uriella etwa trat 1992 zuerst im «Kassensturz» auf, bevor sie in Roger Schawinskis Zürcher Lokalsender zum Dauergast wurde. Allerdings hatte sie beim damaligen Fernsehen DRS nicht primär für Quote zu sorgen. Das selbsternannte «Sprachrohr Gottes» behauptete, Krebs heilen zu können. Die «Kassensturz»-Redaktion wies nach, dass ihre Methoden gefährlicher Unsinn sind.

Seither hat sich die Medienwelt um mindestens eine Dimension erweitert. Neue Medien machen dem Fernsehen Konkurrenz. Gleichzeitig steht die SRG unter Reformdruck. All diese Faktoren haben dazu geführt, dass sich beim Schweizer Fernsehen eine zunehmende Uriellaisierung beobachten lässt: allerdings nicht im «Kassensturz»-Format, sondern in der Art von Schawinskis Quoten-Talk.

Sogar in politischen Sendungen schielen die Programmverantwortlichen auffällig oft auf die nach oben offene Uriella-Skala. Organisiert man eine «Arena» zum Thema



Ihren bisherigen Tiefpunkt erreichte die «Arena» aber letzte Woche.

Volksentscheide, wird neben SVP-Strategie Christoph Blocher auch der deutsche Rechtsaussen Alexander Gauland geladen. Hätte sich Blocher nicht geweigert, neben dem sogar in den eigenen Kreisen umstrittenen Vizepräsidenten der Alternative für Deutschland zu stehen, hätte sie die Regie bedeutungsvoll in der rechten Ecke placiert. Auf dasselbe Rezept griff die «Arena»-Redaktion zurück, als sie dem Thema Populismus nachspüren wollte und dem schillernden Walliser SVP-Staatsrat Oskar Freysinger den österreichischen FPÖ-Abgeordneten Johannes Hübner zugesellte.

Beliebt ist auch die Paarung jung gegen etabliert. Manchmal gelingt den Verantwortlichen ein Glücksgriff. Es stört sie aber auch nicht, wenn die Gäste ausser Jugend und politischer Unbelecktheit nichts zum Gehalt der Sendung beizutragen haben. So geschehen, als «Arena»-Moderator Jonas Projer die Kolumnistin Gülsha Adilji und die Schwamendinger Facebook-Berühmtheit Bendrit Bajra nach der Abstimmung über den Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrs-Fonds (NAF) mitdiskutieren liess.

Ihren bisherigen Tiefpunkt erreichte die «Arena» aber letzte Woche. Jonas Projer wollte den Historiker Daniele Ganser als Verschwörungstheoretiker vorführen und fiel dabei total aus der Rolle. Am Schluss war Projer der Vorgeführte, doch sein offensichtliches Ziel, dem Service-public-Geist den Garaus zu machen, hat er zweifellos erreicht: Spätestens jetzt schwebt Uriellas Geist über Leutschenbach.

Grenzerfahrung

König Chaos regiert



Barbara Hofmann

Respekt vor Obrigkeiten ist im Tessin ausgeprägt. Bis vor wenigen Jahren wurden politische Amtsträger wie Gemeinde- oder Staatsräte gerne mit *onorevole*, Ehrenwerter, angesprochen. Majestätsbeleidigungen wagte erst die Lega dei Ticinesi - allen voran deren verstorbener Präsident Giuliano Bignasca -, der mit Wasserpistole im Gerichtssaal oder mit nacktem Hinterteil auf der Titelseite seines «Mattino della Domenica» oft den Narren gab.

Doch in den derzeitigen Wochen des Jahres war stets schon alles anders. Manche mögen diese Zeit, andere gar nicht. Der nüchterne Politiker Stefano Franscini beschrieb die Tessiner Fasnacht im frühen 19. Jahrhundert und schimpfte, der Carnevale, dieses Überbleibsel alter Bacchanale, sei eine enorme «Zeit- und Lebensmittelverschwendung». Während dieser Zeit ist das normale Tessiner Leben auf den Kopf gestellt. Das Arbeitsleben funktioniert gar nicht mehr oder, wie ein Sprichwort sagt: «Die Arbeit des Schmutzigen Donnerstag fressen die Mäuse.» Die geltende Ordnung wird ausgehebelt, die Behörden der Tessiner Städte und Dörfer müssen für die Zeit des Karnevals ihre Macht an Narrenkönige mit

phantasievollen Namen abtreten. Allein Bellinzona verzeichnete heuer 145 000 Besucher während der Herrschaft von Re Rabadan. Das Mailänder Dialektwort *Rabadan* bedeutet Chaos und Lärm. Biasca steht unter dem Zepter von Re Naregna, König Lachanfall, und das frühere Fischerdorf Muralto unter Re Sbotapiss, König Fischschlitzer. Das Volk darf sich auf Plätzen und Strassen hemmungslos über die Regierenden auslassen. Manche Orte wechseln den Namen: Das neblige Chiasso, dessen fasnächtliche Staatsform nicht monarchisch, sondern republikanisch ist, heisst Repubblica di Nebiòpoli.

Ausserdem gilt in der Fasnachtszeit wieder die seit 1888 abgeschaffte Grenze zwischen den Bistümern Como und Mailand. In Orten wie Lugano oder dem Mendrisiotto, die einst zu Como gehörten, endet der Karneval nach dem römischen Kirchenkalender mit dem Aschermittwoch. Doch nach dem ambrosianischen Kalender, den die früher zu Mailand gehörenden Gemeinden wie Tesse-rete, Biasca oder Brissago befolgen, geht er bis zum folgenden Wochenende weiter. Der Legende nach kehrte im 4. Jahrhundert Ambrosius, der aufmüpfige Bischof von Mailand, verspätet von einer Pilgerreise zurück und verschob deshalb die Fastenzeit um vier Tage. Der Karneval verschiebt sich damit auf den *sabato grasso*, den Fetten Samstag, nach Aschermittwoch. Ein verlockende Gelegenheit, ins ambrosianische Gebiet zu reisen, für alle die Fasnächtler aus den Gemeinden, wo die Fastenzeit schon begonnen hat.

Barbara Hofmann lebt seit über 25 Jahren als freie Journalistin im Kanton Tessin.